

KATHERINE CENTER | Das Mütterkomplott

### *Das Buch*

Was tun, wenn man sein Dasein als Mutter dreier Jungen und treusorgende Hausfrau fristet und vollkommen aus den Augen verloren hat, was man eigentlich selbst will? Lanies Ehemann Peter, Komponist und Pianist, bekommt endlich die Chance, seinen Lebensunterhalt mit Musik zu verdienen. Die Familie lässt Verwandte und Freunde in Texas zurück und baut sich in Massachusetts ein neues Leben auf. Doch während Peter sich selbst verwirklicht, wird Lanie schmerzhaft bewusst, dass auch sie einmal Träume hatte, die aber irgendwo zwischen Wäschebergen und dreckigem Geschirr verloren gegangen sind. Für ihre Kinder hat sie ihren Wunsch, Malerin zu werden, ebenso aufgegeben wie ihre Arbeit als Kunstlehrerin. Peter war einst ihre große Liebe, doch der Alltag entfremdet die beiden zunehmend voneinander. Zeit für einen Neuanfang, beschließt Lanie, meldet sich im Fitnessstudio an, beginnt einen Fotokurs und findet eine neue Freundin. Doch nicht alle Veränderungen im Leben kann man planen. Bald schon wird Lanie von den jüngsten Ereignissen überrollt – und nicht nur sie ...

### *Die Autorin*

Katherine Center wuchs in Houston, Texas, als mittlere von drei Schwestern auf. Sie begann bereits als Schülerin zu schreiben, studierte dann Englisch am Vassar College und *Creative Writing* an der Universität von Houston. Später arbeitete sie als Lehrerin und Buchhändlerin, bevor sie sich ganz dem Schreiben zuwandte. »Das Mütterkomplott« ist ihr erster Roman im Diana Taschenbuch. Katherine Center lebt mit ihrem Ehemann und zwei Kindern in Houston.

KATHERINE CENTER

# Das Mütterkomplott

Roman

Aus dem Englischen von Ute Brammertz

**Diana** Verlag

Die Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel  
*Everyone is beautiful* bei Ballantine Books,  
einem Imprint der Random House Publishing Group,  
Random House, Inc.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*  
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Deutsche Erstausgabe 01/2012

Copyright © 2009 by Katherine Center

Published by Arrangement with Ballantine Books,  
an imprint of Random House Publishing Group,  
a division of Random House, Inc.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012  
by Diana Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlagmotiv | © shutterstock

Umschlaggestaltung | © t. mutzenbach design, münchen

Satz | Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung | GGP Media GmbH

Printed in Germany 2012

978-3-453-35450-0

[www.diana-verlag.de](http://www.diana-verlag.de)

*Für meinen Ehemann,  
Gordon Center,  
sinetwegen  
glaube ich so sehr  
an die Liebe*





An dem Tag, an dem ich beschloss, mein Leben zu verändern, trug ich eine Trainingshose und ein altes Hemd von Peter mit einem Kaffeefleck vorne drauf. Ich hatte nicht geduscht, weil die ganze Familie die Nacht zuvor in einem einzigen Motelzimmer geschlafen hatte, und wir es nur auf diese Weise schafften weiterzufahren, ohne dass vorher eines der Kinder die Fernbedienung im Klo versenkte oder Aa auf den Boden machte.

Wir hatten das gesamte Land durchquert, damit Peter seine neue Stelle antreten konnte. Von Houston, Texas, nach Cambridge, Massachusetts. Ich hatte die ganze Fahrt über die Kinder bei mir in unserem zehn Jahre alten Subaru, verteilt auf zwei Kindersitze und eine Sitz-erhöhung auf der Rückbank. Alexander nahm Toby immer wieder die Käseknabbereien weg, und Baby Sam machte ununterbrochen Theater, sobald er aufwachte. Peter fuhr den Möbelwagen, weil er glaubte, ihn im Falle einer Panne reparieren zu können.

Im Laufe der Fahrt gelangte ich zu der Überzeugung, definitiv den Kürzeren gezogen zu haben, besonders während der schwülen Abendstunden in Tennessee. Doch jetzt schleppte Peter all unsere Habe drei schmale Treppen hoch, und ich saß im Park, spätnachmittags, im

Schatten auf einer Decke, und stillte Baby Sam. Peter tat bestimmt alles weh. Obwohl unser neuer Vermieter ihm half, dauerte die Arbeit den ganzen Tag. Ich hingegen wartete bloß darauf, dass er mich auf dem Handy anrief, sobald er fertig war, und wir wieder nach Hause konnten. Jedenfalls soweit sich eine vorhanglose Wohnung voll hoher Kartonstapel als Zuhause bezeichnen ließ.

Wir waren seit dem späten Vormittag im Park, und allmählich gingen uns die Snacks aus. Alexander und Toby galoppierten mit Höchstgeschwindigkeit durch die Gegend, wie sie es immer taten. Ich bin mir nicht einmal sicher, ob ihnen klar war, dass sie sich in einem neuen Park befanden. Sie benahmen sich, als seien wir in Houston, dem einzigen Ort, an dem sie je gelebt hatten. Sie benahmen sich, als hätten sie die fünfzügige Fahrt überhaupt nicht zur Kenntnis genommen. Ich hingegen litt sehr unter dem Verlust unseres Zuhauses.

Ich mochte den Park nicht. Zu sauber, zu funkel-nagelneu, zu perfekt. Die Parks zu Hause hatten Charakter besessen – Klettergerüste in Gestalt von Cowboys, knorrige Kreppmyrtenstämme zum Klettern, ausrangierte Dreiräder. Und wir hatten das alles in- und auswendig gekannt – jeden Baumknoten, jedes Schlammloch, jedes Kind.

Der Park heute fühlte sich gekünstelt an. Übertrieben fröhlich. Zu bemüht.

Ich ließ den Blick über die Mütter schweifen. Keine einzige, entschied ich, wollte ich näher kennenlernen. Und während in mir eine Abneigung gegen sie alle emporstieg und ich sogar anfing, sie zu bemitleiden, weil sie nicht die geringste Ahnung hatten, was sie in

Sachen Park verpassten, beobachtete Toby – mein Mittlerer, mein rotblonder, blauäugiger, zweijähriger kleiner Schelm –, wie ein kleineres Kind nach dem Truck griff, den er gerade in der Hand hielt. Im nächsten Moment packte er den Unterarm des Kindes und biss hinein. Es war unglaublich.

Der kleine Junge schrie, während sich Toby den Truck an die Brust drückte. »Mein Truck!«, rief Toby. (Er sprach »Truck« immer wie »fuck« aus, aber das war vielleicht ein anderes Thema).

Und dann war natürlich die Hölle los.

Ich sprang auf und riss Baby Sam aus seinem Nickerchen und mir von der Brust. Anschließend rannte ich quer durch den Park, das schreiende Baby über der Schulter, mit aufgeknöpftem Hemd, und rief: »Toby! Nein!« Beim Anblick meines entsetzten Gesichtsausdrucks fing Toby auf der Stelle auch zu weinen an – selbst wenn er sich nicht mit dem kleinen Kind messen konnte, das er gebissen hatte, und das mittlerweile wie am Spieß brüllte. Die Mutter war ebenfalls von ihrem Sitzplatz herbeigelaufen, hatte auf dem Weg ihre Handtasche fallen lassen, und hielt nun das Kind umklammert, als sei es angeschossen worden. »Blutet es?«, fragte sie den kleinen Jungen wieder und wieder. »Blutet es?«

Es blutete natürlich nicht. Ist das nicht Regel Nummer eins in der Kindererziehung: Mach die Sache auf keinen Fall schlimmer, als sie ist?

Inzwischen hatten sich sämtliche anderen Eltern um uns versammelt, weil sie wissen wollten, was zum Teufel los war. Mein Hemd klaffte immer noch offen, Baby Sam schrie weiterhin gellend, da entsann ich mich einer

Stelle aus einem dieser Erziehungsratgeber, in denen ich früher gelesen hatte, die besagte, dass wenn ein Kind beißt, der Elternteil des beißenden Kindes dem gebissenen Kind Aufmerksamkeit schenken sollte. Ich wandte mich dem kleinen Jungen zu und streckte die Hand aus, um ihn zu trösten, aber genau in dem Augenblick packte seine Mutter ihn noch fester, sodass ich komplett ins Leere griff. Als hätte ich ihn gebissen und machte nun Anstalten, ihn erneut anzugreifen.

Ich versuchte es auf eine andere Tour. »Es tut mir so leid, mein Schatz!«, sagte ich zu dem Jungen, der jedoch nicht gerade zum Zuhören aufgelegt zu sein schien. Also versuchte ich es bei seiner Mutter. »Es tut mir so leid! So etwas hat er noch nie gemacht!« Sie starrte mich an, allerdings nicht meine Augen. Ihr Blick war, wie mir erst eine Sekunde später klar wurde, auf meinen entblößten magentafarbenen Still-BH gerichtet. Ich knöpfte mir das Hemd zu und wollte einen neuen Versuch starten, als Alexander die Gelegenheit nutzte, Toby umwarf und ihm genau den Truck wegnahm, der Grund für den ganzen Aufruhr war.

Toby heulte wie ein Hund auf, und Alexander warf den Truck mit aller Kraft ins Gebüsch. »Nicht beißen!«, sagte er und deutete auf Toby. »Beißen ist böse!« Toby stand auf, um dem Truck nachzulaufen. Kurz darauf hatten die beiden sich im Gebüsch verheddert und balgten sich um das Spielzeug.

Hier war so ein Augenblick, in dem ich zahlenmäßig absolut in der Minderheit war. Bei zwei Kindern hat man in solchen Situationen wenigstens einen Arm pro Kind frei. Bei drei Kindern hat man einfach keine Chance.

»Aufhören! Alle beide!«, rief ich und klang ganz genauso wie meine eigene Mutter vor Jahren, als sie ebenfalls zahlenmäßig unterlegen gewesen war.

Schließlich tat ich das Einzige, was mir in dem Moment einfiel. Ich setzte Baby Sam auf dem Gehweg ab – trotz seiner zehn Monate krabbelte er nicht, ja zog es noch nicht einmal theoretisch in Erwägung –, trat in das Gebüsch, griff mir den Truck und klemmte ihn hoch oben auf einen Baumast. Anschließend packte ich die beiden Jungen am Kragen, schleifte sie zu unserer Decke, spurtete zurück zu meinem mittlerweile vor Hysterie beinahe purpurn angelaufenen Baby Sam, hob ihn auf, legte ihn mir an die Brust und marschierte zurück zu den Jungen.

»Wer sich von der Decke rührt, kriegt eine Tracht Prügel«, sagte ich mit meiner bösesten Mutterstimme, was mich in jeglicher Hinsicht wie einen Gangster aus den 1930er-Jahren klingen ließ. Es war eine leere Drohung. Peter und ich waren keine Verfechter der Prügelstrafe. Und ich würde gewiss keinem meiner Kinder vor den drei Meter entfernt versammelten, mit offenen Mündern gaffenden Cambridge-Eltern den Hintern versohlen. Aber mal ganz ehrlich, was blieb mir denn anderes übrig? Die Jungs auf ihr Zimmer schicken? Ich war mir nicht einmal sicher, wo genau sich unsere Wohnung befand.

Das gebissene Kind und seine Mutter packten ihre Sachen und humpelten aus dem Park, wobei sie uns die ganze Zeit über die kalte Schulter zeigten. Mir kam in den Sinn, dass laut Parketikette wahrscheinlich wir das Feld räumen sollten. Doch da wir noch auf Peter warte-

ten, blieben wir. Ich riss eine Packung Käsegrissini auf. Alexander und Toby hatten die Angelegenheit bald vergessen. Vorher allerdings hatte ich ihnen die beste Standpauke gehalten, zu der ich in der Lage war, und ihnen zu verstehen gegeben, dass wir alle in diesen Zeiten des Wandels zusammenarbeiten müssten. Im Handumdrehen waren sie wieder auf den Schaukeln. Alexander sprang reizenderweise immer wieder herunter, um Toby anzuschubsen.

Der Schwung Nachmittagseltern verschwand nach und nach und wurde von den Eltern ersetzt, die nach der Arbeit im Park vorbeischaute. Diese Gruppe war im College-Look gekleidet und wohlhabender – man schob Bugaboos vor sich her und trug 200-Dollar-Wickeltaschen. Mir fiel eine Frau ins Auge, mit der ich möglicherweise befreundet sein wollte. Sie hatte eine modisch verschlissene Khakihose und klobige Leder-sandalen an. Ich beobachtete sie und hoffte inständig, sie möge zu mir herüberkommen und mich ansprechen. Abgesehen von der Mutter mit dem gebissenen Kind hatte ich seit zehn Uhr vormittags, als wir uns von Peter verabschiedet hatten, mit keinem Erwachsenen mehr gesprochen.

Und dann kam sie tatsächlich zu mir herüber. Ihre Tochter stakste auf unsicheren Beinen auf unsere Decke zu und wollte sich Baby Sam ansehen, der sich gerade an Cheerios gütlich tat, die vor ihm ausgeschüttet herumlagen. Die Mutter stand neben uns, und ich blinzelte in der späten Nachmittagssonne zu ihr empor. Es war ihr anzusehen, dass sie mir eine Frage stellen wollte. Und die Art, wie sie ihre Gedanken sammelte, verriet

mir, dass es sich um eine gute Frage handelte. Ich hoffte auf: »Sie sind neu hier, nicht wahr?« oder etwas in der Richtung. Etwas, das vielleicht zu einem echten Gedankenaustausch zwischen uns führen würde, oder wenigstens zu einem Austausch von Telefonnummern und der Aufforderung, sie anzurufen. Ich war erst seit sechs Tagen von zu Hause fort, sehnte mich aber bereits nach Freunden.

Wie sich herausstellte, hatte sie tatsächlich eine Frage an mich. Die nichts damit zu tun hatte, wie lange ich schon in der Stadt weilte. Sie steckte sich die Haare hinter die Ohren und ging neben ihrem Kleinkind in die Hocke – das jetzt ebenfalls unsere Cheerios, eines nach dem anderen, aufklaubte –, warf einen Blick auf mich, wie ich neben meinem zehn Monate alten Baby saß, und fragte: »Im wievielten Monat sind Sie?«

Mein Grundsatz bezüglich dieser Frage lautet: Stell sie niemals. Selbst wenn man sich mit einer Frau unterhält, die ganz offensichtlich kurz vor der Entbindung von Fünflingen steht. Stell diese Frage einfach nicht. Denn wenn man sich täuscht, hat man eines der grässlichsten Dinge gesagt, die man einer Frau sagen kann. Wenn man sich täuscht, hat man ihr die Woche verdorben – möglicherweise den Monat oder gar das ganze Jahr. Täuscht man sich, wird sie nach Hause gehen und weinen, und sie wird noch nicht einmal ihrem Ehemann anvertrauen können, weswegen sie weint. Er wird wieder und wieder nachfragen, während sie mit dem Gesicht nach unten auf dem Bett liegt, und ihr wird nichts anderes übrig bleiben, als zu sagen: »Es ist nichts«, gefolgt von: »Lass mich bitte einfach in Ruhe.«

Die Frau in der Khakihose täuschte sich. Und ich ging nach Hause und weinte mich aus, aber erst viel später, denn genau in dem Moment, in dem sie die Frage stellte, und noch bevor ich mir eine Antwort überlegt hatte, kam eine andere Frau auf uns zu und beugte sich herab, um mich genauer in Augenschein zu nehmen.

»Lanie?«, fragte sie.

Ich erwiderte ihren Blick. Ich war mir ziemlich sicher, dass ich keine einzige Menschenseele in Massachusetts kannte, und angesichts dessen war es erstaunlich, sogar für mich, dass ich sie erkannte. Es war Amanda Hayes aus Houston, die beliebteste Cheerleaderin an meiner Highschool, und selbst nach all den Jahren hatte sie sich nicht im Geringsten verändert. Wenn überhaupt, sah sie besser aus. Aber immer noch ganz genauso blond, schlank und elegant wie damals. Sie hätte genauso gut Pompoms tragen können.

»Hi!«, rief ich eine Spur zu laut. »Hallo!«

Vielleicht trieb mich eine Kampf-oder-Flucht-Reaktion gegenüber der Frau in der Khakihose an, denn ich stand auf und umarmte Amanda Hayes, die ich als Mädchen auf der Highschool kaum gekannt hatte. Ich stürzte mich in eine Unterhaltung mit ihr, als hätte ich gerade eine Ladung Aufputzmittel eingeworfen, und zeigte mich viel begeisterter über das Wiedersehen, als ich es ansonsten wohl getan hätte. Natürlich hätte ich mich in jeglicher Situation freundlich verhalten, genau wie wir immer freundlich miteinander umgegangen waren, wenn man uns im Chor nebeneinander gesetzt hatte, aber sicherlich wäre ich nicht derart hin und weg gewesen.

Ich hoffte, dass sich die Im-wievielsten-Monat-Frau angesichts des Wiedersehens zweier Frauen, die eine echte Verbindung miteinander hatten, fehl am Platz vorkäme und sich trollen würde. Sie tat es nicht. Ihr Kind aß weiter meine Cheerios, und sie stand weiter lächelnd da, als sei sie Teil des Gesprächs, als seien wir drei Mamas Freundinnen, die zusammen Mojitos tranken und sich mal wieder einen Nachmittag mit den Kids vertrieben.

Ich stellte Amanda jede Frage, die mir in den Sinn kam, und versuchte sämtliche Gesprächspausen zu füllen, bevor die Khakihose wieder das Thema Schwangerschaft zur Sprache bringen konnte. Was tat Amanda hier in der Stadt? Wie lange lebte sie schon hier? Wie standen ihrer Meinung nach die Chancen zu einem Frieden im Nahen Osten? Woher hatte sie die tolle Sonnenbrille?

Und Amanda, die Gute, erwiderte meine Begeisterung für unsere Unterhaltung eins zu eins. Sie beantwortete all meine Fragen und gab ihrerseits einen Schwall Fragen von sich. Doch just in dem Augenblick, als ich zu glauben anfang, dass wir eine Gesprächsmauer errichtet hatten, die die taktlose Frau in der Khakihose nicht würde erklimmen können, kam Amandas Tochter Gracin – die beinahe vier war und, wie sich herausstellte, genau einen Tag älter als Alexander – zu uns gelaufen und bat um ein Heftpflaster.

»Hast du dir Aua gemacht?«, fragte Amanda.

Gracin deutete auf ihren Arm. Da war kein Aua.

»Oh.« Amanda zog ein Pflaster aus ihrer Tasche und klebte es ihrer Tochter auf den Arm. Gracin lief wieder

weg, und als ich ihr hinterherblickte, fiel mir auf, dass ihre Beine mit Heftpflastern übersät waren.

»Sie liebt Pflaster«, erklärte Amanda mit einem Was-soll-man-machen-Achselzucken. Sie hielt inne und betrachtete ihre Tochter, die gerade die schräge Fläche der Rutsche hochkletterte; sie nahm sich einen jener kleinen Momente, die Eltern sich manchmal gönnen, wenn ihre Kinder ein Stück von ihnen entfernt sind. Sie bewunderte die Kleine und fragte sich, Welch wahnsinniger Glücksfall genau dieses Kind in ihr Leben gebracht hatte, und empfand Dankbarkeit angesichts sämtlicher ihr widerfahrenen Wohltaten. Amanda beobachtete gebannt ihre Tochter, und ich beobachtete gebannt Amanda, sodass ich die Unterhaltung den Bruchteil einer Sekunde zu spät wieder ankurbelte – und in dieser kleinen Pause berührte mich die Khakihose am Ärmel und fragte: »Im wievielten Monat *sind* Sie nun also?«

Amanda fuhr herum und sah mich an. »Du bist schwanger?«, fragte sie, bereit, hochofrenut zu sein.

Ich konnte mich nicht entscheiden, was ich sagen sollte. Die Zeit verstrich mit einem Mal sehr langsam. Baby Sam nagte an einem Stein. Alexander hatte einen Käfer gefangen und errichtete ihm gerade ein kleines Erdhaus. Toby hatte einen heruntergefallenen Ast gefunden und schleifte ihn prahlerisch durch den Park. Die Sonne war untergegangen, und der Himmel wurde allmählich dunkler. Peter hatte noch immer nicht angerufen. Schließlich, in Anbetracht der Aussicht, sagen zu müssen: »Nein, ich bin bloß immer noch dick von meiner letzten Schwangerschaft. Und es ist gut möglich, dass ich jetzt sogar noch mehr wiege als zu der Zeit, als

ich tatsächlich schwanger war, weil das letzte Jahr hart gewesen ist und mir mein Mann ständig Unmengen von tiefgekühltem Keksteig nach Hause mitbringt«, erklärte ich stattdessen mit einer Stimme, die sich ohne meine Einwilligung zu erheben schien: »Ja.«

Amanda fing begeistert zu klatschen an. »Vier Kinder?«, meinte sie. »Vier Kinder!«

Die Khakihose, die es schon die ganze Zeit über gewusst hatte, sagte: »Es ist ja so schrecklich, im Sommer schwanger zu sein. Ist Ihnen nicht heiß?«

Da mir aufgrund meiner plötzlichen imaginären Schwangerschaft ein bisschen flau im Magen war, nickte ich nur und sagte: »Unbedingt.«

Ich erlebte einen eigenartigen Moment der Erleichterung in jenen Sekunden, als die Wucht meiner soeben geäußerten Worte über uns hinwegrollte. Ich ließ zu, dass ich es selbst ein ganz kleines bisschen glaubte, und es erklärte in meinen Augen recht gut, weshalb ich es einfach nicht zu schaffen schien, mich zusammenzureißen. Ich war wieder schwanger! Morgendliche Übelkeit, Rückenschmerzen. Ein Baby, das immer noch gestillt wurde. Drei Jungen, ein Ehemann, der von seiner Arbeit besessen war, keine Hilfe. Und überhaupt kein Geld. Natürlich hatte ich keinerlei Lippenstift getragen, seitdem Toby meinen letzten in der Schlange an der Supermarktkasse aufgegessen hatte! Ich hatte zu viel zu tun, um gut auszusehen! Schwanger zu sein war Schwerstarbeit!

Amanda musterte Baby Sam abschätzend. Dann fragte sie: »Wie alt ist denn der hier?«

»Oh«, sagte ich. »Er ist viel älter, als es den Anschein

hat.« Zwar hatte ich nicht allzu viel Erfahrung im Lügen, aber es schien mir ratsam zu sein, mich möglichst vage auszudrücken. Ich machte mich daran, meine Wickeltasche zu packen. Es war Zeit – höchste Zeit –, das Weite zu suchen. Ich rief den Jungen zu: »Gehen wir zu Daddy!«

Während ich unsere Decke zusammenfaltete, meinte die Khakihose: »Ich habe eine Freundin, die am Abend ihres Nachsorgetermins, sechs Wochen nach der Geburt, wieder schwanger geworden ist.«

»Ich habe eine Freundin mit Drillingen«, stimmte Amanda mit ein.

Es trat eine Pause ein, in der wir alle drei innehielten und schweigend der Frauen gedachten, die wir kannten, und die noch viel schlimmer dran waren als wir. Dann schien uns allen gleichzeitig klar zu werden, dass ich, zuzüglich dieses vierten Kindes, ebenfalls bald in diese Kategorie gehören würde. Die Kategorie von Leuten, über die man im Park plaudert: »Sie hat vier Kinder und keine Hilfe.« Das war mir gleichgültig. Es war auf jeden Fall besser als: »Ihr Baby ist zehn Monate alt, und sie sieht noch immer schwanger aus.«

Amanda berührte mich an der Schulter. »Ich veranstalte auf *jeden Fall* eine Babyparty für dich! Du wirst in den Geschenken nur so baden!« Das schien etwas unbesonnen von ihr. Allerdings hatten wir ein ganz schön intensives Gespräch hinter uns. Und es kann ein wahn-sinnig prickelndes Gefühl sein, in der Ferne jemandem aus der eigenen Heimatstadt zu begegnen. Abgesehen davon wusste sie seit unserem Turbogeplauder alles über mich. Amanda zog eine Visitenkarte aus ihrem Geld-

beutel, auf der »Familie Boatman« geschrieben stand und darunter ihre Telefonnummer. Sie sagte: »Ruf mich an, und wir überlegen uns einen Termin.«

»Mache ich.« Ich ließ die Karte in meine große Handtasche fallen, in der alles verstaut war, was ich jemals benötigen könnte: Geldbeutel, Schlüssel, Wattestäbchen, Windeln, Feuchttücher, Saftkartons, Bio-Müsliriegel, Schnuller sowie – unten am Boden – zerdrückte Kekse, verirrte Rosinen und, diese Woche, ein altes Erdnussbutter-Marmeladen-Sandwich, das in seinem Frischhaltebeutel vor sich hin manschte.

Baby Sam liebte es, diese Tasche zu durchstöbern und jedes einzelne Teil herauszuholen, wobei er sogar die Kreditkarten im Geldbeutel eine nach der anderen aus ihren jeweiligen Fächern zog, während er wie ein Schatzgräber strahlte. Binnen weniger als zehn Minuten konnte er den gesamten Inhalt auseinandernehmen und zerstören. Und obwohl ich es selbstverständlich vorgezogen hätte, eine ordentliche Handtasche zu besitzen, und obwohl ich das Problem einfach hätte lösen können, indem ich ihm die Tasche nicht überließ, gab ich sie ihm wieder und wieder. Es war so leicht nachzugeben, wenn er anfing, Theater zu machen. Heutzutage war ich derart harmoniebedürftig, dass ich den Inhalt meiner Tasche – und jegliche Hoffnung auf die geringste Ordnung – gerne gegen fünf Minuten allgemeiner Zufriedenheit eintauschte.

Als ich Amandas Karte entgegennahm, wusste ich bereits, dass Baby Sam sie innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden in meiner Handtasche finden, sich in den Mund stecken und darauf herumkauen würde, bis

sie wie ein Stück Kaugummi aussähe, und er sie auf den Boden fallen ließe, wo ich viele Stunden später, mitten in der Nacht, auf dem Weg zur Toilette barfuß draufträte. Doch das war nicht so tragisch. Ich hätte sie ohnehin nicht angerufen.



Bei unserer Rückkehr saß Peter mit unserem neuen Vermieter Josh – der keinen Tag älter als achtzehn aussah, aber Mitte zwanzig war – auf der Treppe vor dem Haus. Schwer atmend hockten sie mit weit geöffneten Knien da und kippten Dreieinhalbliter-Wasserflaschen hinunter.

Später erfuhren wir, dass Josh dieses und andere Häuser für seine betagten Großeltern verwaltete, dass er im Laufe seines Abschlussjahres sein Studium in Harvard abgebrochen hatte, um sich um gewisse »Suchtprobleme« zu kümmern, und dass seine Wohnung hier im Erdgeschoss dieses Gebäudes vor Büchern – die er tatsächlich alle gelesen hatte – nur so überquoll. Aber an dem Abend wirkte er wie ein Highschoolschüler: struppiges Haar, ausgebeulte Cordhose, magere Muskeln und so weiter. Neben ihm sah Peter wie ein Mann mittleren Alters aus, und ich versuchte mir zu vergegenwärtigen, dass er, als ich ihn an der Uni kennengelernt hatte, jünger gewesen war als Josh jetzt.

Peter fuhr los, um den Möbelwagen zurückzubringen und ein Lebensmittelgeschäft zu suchen. Also blieb das Abendessen und Baden, unser allabendliches Kälber-Einfangen mit einer Horde kleiner Nackedeis, an mir allein hängen.

Mit den Jungen in den zweiten Stock hochzutrapfen war eine ziemliche Herausforderung. Ich trug das Baby auf dem einen Arm, zog Toby mit der anderen Hand und richtete aufmunternde Worte an Alexander, der immer wieder stehen blieb und Dinge aufhob – einen Mottenflügel, ein Stück Styropor. »Rauf! Rauf! Na los!«

Irgendwo in einem der zweiundvierzig Kartons, die ich in der Nacht vor unserer Abreise bis drei Uhr früh beschriftet hatte, befand sich ein geheimer Vorrat an Raviolikonserven und ein paar Power-Rangers-Teller. Baby Sam, der es nicht so mit dem späten Nachmittag hatte – oder aber mit dem Vormittag oder auch dem Mittag, machte die ganze Zeit über Theater, während ich mit meinen Schlüsseln Packband aufschlitzte und Kartons öffnete. Die älteren Jungs beschäftigten sich, indem sie auf Luftpolsterfolie herumhüpften, und ich dachte, wie toll es sein müsse, an so einfachen Dingen Spaß zu haben.

»Spaß« war überhaupt ein Wort, das mein Leben seit der Geburt meiner Kinder im Sturm erobert hatte. Recht früh hatte ich entdeckt, dass einem ein Kind Glauben schenkt, wenn man ihm erzählt, etwas mache Spaß. Soweit ich es beurteilen konnte, ließ sich dieses Prinzip nicht überstrapazieren, und keiner meiner Jungen schien mir je auf die Schliche zu kommen. Folglich sagte ich öfter am Tag, als ich es zu zählen vermochte, Dinge wie: »Vergesst nicht, euren spaßigen Brokkoli zu essen«, »Wer will sich einen Spaß machen, und die Wäsche in die Waschmaschine räumen?« und »Toby, geh deine Schuhe suchen, das wird ein Spaß!«

Nachdem ich elf Kartons geöffnet hatte, und das Wohnzimmer wie ein Schlachtfeld aussah, schaffte ich es in die

Küche, um die Ravioli aufzuwärmen. Das Essen brodelte heftig und war wahrscheinlich längst fertig, als es sehr laut an der Tür klopfte. Es war nicht Peters Klopfen, das einer typischen Musicalmelodie folgte. Das hier klang eher wie das Hämmern eines Polizisten. Ob die Mutter des gebissenen Kindes aus dem Park die Polizei gerufen hatte? Ich öffnete die Tür in dem verrückten Gefühl, dass ich gleich angeschrien werden würde.

Aber es war kein Polizist. Es war eine Frau in einem karierten Männerbademantel und Lederpantoffeln. Ende vierzig. Die blonden Haare zu einem exakten Bob geschnitten.

Forsche grüne Augen mit großartigen Lachfalten. Doch im Moment lächelte sie nicht. Ihr Mund war eine feste, gerade Linie, und ich war sicher, dass ich tatsächlich gleich angeschrien werden würde. Oder dass mir etwas ähnlich Schlimmes widerführe.

»Ich wohne unter Ihnen«, sagte die Frau.

Ich entschied mich, munter draufloszuquatschen. »Hi! Mein Name ist Lanie!«

»Ihre Kinder springen auf meiner Decke herum.«

Bei der Vorstellung musste ich lächeln. »Das tut mir leid.«

»Bitte sorgen Sie dafür, dass sie damit aufhören«, sagte sie und wandte sich wieder der Treppe zu. Dann rief sie über die Schulter: »Und wenn Sie schon mal dabei sind, könnten Sie gleich noch die Lautstärke von dem plärrenden Baby runterdrehen.«

Ich suchte nach einer Entgegnung, die gleichzeitig freundlich, witzig und entschuldigend klänge, doch bevor ich auch nur »Schön, Ihre Bekanntschaft gemacht zu



Katherine Center

## **Das Mütterkomplott**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 368 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

1 s/w Abbildung

ISBN: 978-3-453-35450-0

Diana

Erscheinungstermin: Dezember 2011

Pointierte und realitätsnahe Schilderung des Alltags einer dreifachen Mutter

Für Lanie, Mutter von drei kleinen Jungen, will der Alltag einfach kein Ende mehr nehmen. Kochen, waschen, Windeln wechseln – und ihr Musiker-Ehemann Peter schwebt auf einem vollkommen anderen Stern! Bis Lanie sich entschließt, genau das zu ändern, und ihre Familie in das größte, nervenaufreibendste, aber auch komischste Chaos stürzt, das sie je erlebte.